

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
Band: 82 (1986)
Heft: 1-2

Artikel: Leben auf Zürcher Friedhöfen : Impressionen, Gespräche, Beobachtungen
Autor: Wartmann, Margrit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-117558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leben auf Zürcher Friedhöfen

Impressionen, Gespräche, Beobachtungen

Von *Margrit Wartmann*

Einen Menschen zu begraben ist eine kulturelle Handlung. Man könnte ihn auch einfach liegenlassen und vergessen. Ebenfalls eine kulturelle Leistung ist es, dem Toten ein «eigenes» Grab zuzuweisen, auf dem Kirchhof oder in einem Friedhof, einem speziell dafür bestimmten, abgegrenzten und meist eingefriedeten Landstück. Selbstverständlich ist es auch, den Toten im Gedenken einige Jahrzehnte weiterleben zu lassen, ihm einen persönlichen Grabstein zu setzen, mit seinem Namen und seinen Lebensdaten versehen, sein Grab zu pflegen und es von Zeit zu Zeit zu besuchen.

Wieso gehen die Hinterbliebenen über Jahre hinweg ans Grab des Verstorbenen? Wenn man sie fragt, sagen sie: «Um etwas für ihn zu tun.» Mit der Grabpflege versuchen die Hinterbliebenen, Gefühle wie Liebe oder Dankbarkeit auszudrücken. Bei manchen mag zutreffen, was der Volksmund zu wissen glaubt: Sie holen nach, was sie zu Lebzeiten vielleicht versäumt haben.

Grabbesuche haben einen weiteren, ebenso wichtigen Grund: Die Hinterbliebenen demonstrieren der Umwelt den noch bestehenden Kontakt zu den Toten. Intakte Familien- oder andere Verhältnisse werden vorgezeigt. Gefühle dieser Art müssen sichtbar gemacht werden. Die soziale Kontrolle macht vor dem Friedhofportal nicht halt. Regelmässige Friedhofgänger wissen, wer nach einem Grab schaut und wer nicht.

Solche Vorgänge spielen nicht nur in den überblickbaren ländlichen Friedhöfen, sondern auch in den städtischen Grabanlagen, sei es in Zürich oder anderswo. Auch wenn die Grabfelder gross sind, heisst das nicht, dass sie in jedem Fall auch anonym und unbelebt bleiben. Die folgenden Ausführungen – für einmal bewusst ohne Forschungsliteratur gehalten – sollen dies zeigen. Sie sind in erster Linie das Resultat zahlreicher Friedhofbesuche und Gespräche mit Friedhofbenützern im Rahmen der universitären Lehrveranstaltung «Tod und Bestattung in Zürich» (Leitung: Prof. P. Hugger) in den Jahren 1983/84.

Friedhofgespräch I

Friedhof Enzenbühl, Frau, 87jährig, gärtner.

«Eigentlich habe ich nach Deutschland zurückkehren wollen, doch dann ist mein Mann gestorben. Also beschloss ich, in Zürich zu bleiben, um täglich bei ihm sein zu können. Auf dem Friedhof Sihlfeld liegt eine Bekannte, die ich öfters besuche. Ihre Verwandten sind alle krank und können das Grab deshalb nicht in Ordnung halten. Ab und zu bringe ich ein Stöcklein mit. Solange man lebt, ist es doch Pflicht, nach dem Grab zu schauen.»

* * *

Friedhof Sihlfeld

Ostern: Von morgens bis abends kommen Hunderte von Besucherinnen und Besuchern auf den Friedhof, bringen Osterglocken mit und sehen nach dem Rechten.

Allerheiligen, Totengedenktage: Von morgens bis abends kommen Hunderte von Besucherinnen und Besuchern auf den Friedhof, bringen Erikastöcke mit und sehen nach dem Rechten.

Weihnachten, Heiliger Abend: Von morgens bis abends kommen Hunderte von Besucherinnen und Besuchern auf den Friedhof, bringen Trockengestecke und Weihnachtsbäumchen mit und sehen nach dem Rechten.

Am 14. März zum Beispiel, einem ganz gewöhnlichen Tag: Von morgens bis abends kommen Dutzende von Besucherinnen und Besuchern auf den Friedhof, bringen irgend etwas mit aufs Grab und schauen nach dem Rechten.

Friedhofgespräch II

Friedhof Manegg, Frau (A) und Mann (B), beide ca. 70 Jahre alt, sitzen auf einer Bank.

A: Und dann liegt hier noch der Hans Keller. Bei ihm habe ich gearbeitet, als ich noch jung war, haha, und hübsch. Bei mir hat er «gefensterlet», jaja. Fast hätten wir geheiratet, aber es kam eben nicht dazu. Metzgermeister ist er geworden, hat ein eigenes Geschäft aufgemacht.

B: Ja, der Keller aus U.?

A: Nein, aus S. Ein Keller aus U. liegt aber auch hier. (Pause). Kommen Sie auch auf den Manegg?

B: Nein, auf das Sihlfeld. Ich wohne an der Kalkbreite.

A: Ja, auf dem Sihlfeld ist es auch schön.

* * *

Zürichs Friedhöfe zusammen genommen sind so gross wie die Altstadt. Auf 1,25 Quadratkilometer verteilen sich 19 städtische Anlagen. Zum Teil sind sie sehr alt, zum Teil wurden sie in unserem Jahrhundert eröffnet oder erweitert: Affoltern (1685/1949/50), Albisrieden (1902/1939), Altstetten (1908/1939), Eichbühl (1968), Enzenbühl (1902/1934), Rehalp (1874), Fluntern (1887/1928/1948/49), Höngg (vor 1500),

Hönggerberg (1946), Leimbach (1971), Manegg (1897/1938), Nordheim (1899/1928/1940), Oerlikon (1876), Schwamendingen (vor 1500/1937/1982), Schwandenholz (1902), Sihlfeld (Sihlfeld A: 1877, Sihlfeld B: 1880, Sihlfeld C: 1902, Sihlfeld D: 1914, Sihlfeld E: 1962, viele Erweiterungen). Rund 76 900 Gräber gibt es, jährlich kommen 3000 neue hinzu, und ebenso viele werden wieder aufgehoben. Die städtischen Friedhöfe sind an den Stadträndern angelegt, umgeben von Natur und Ruhe, oft an Hang- und damit an schönster Aussichtslage. Eine Ausnahme bildet der Friedhof Sihlfeld im Kreis 3, mit seinen 23,5 ha die grösste Zürcher Begräbnisstätte überhaupt.

1877 wurde Sihlfeld A als Zentralfriedhof eröffnet, drei Jahre nach der verfassungsmässigen Regelung des Begräbniswesens in der Schweiz. Zentralfriedhöfe kamen damals auf, erstmals gab es einen grossen Begräbnisplatz für die ganze Stadt Zürich. Daneben existierten weiterhin ein jüdischer Friedhof, heute sind es deren fünf, und der Privatfriedhof auf der Hohen Promenade. Das Prinzip des Zentralfriedhofs musste nach den Eingemeindungen von 1893 und 1934 aus Platzgründen aufgegeben werden. Seither hat Zürich ein dezentralisiertes Friedhofsystem mit zwölf städtischen Friedhofskreisen.

Zürichs Friedhöfe sind keine Gespenster- und Gruselorte, wo einem das «Memento mori» (Gedenke des Todes) peinvoll durch Mark und Bein geht. Die Lebenden sollen sich auf dem Gelände erholen können. Das architektonische Leitbild war der «landschaftliche Friedhof», der um die Jahrhundertwende in den USA aufgekommen ist: weitgehend bewaldete Naturgelände, von Seen, Felsenpartien und weiteren Lichtungen durchzogen. Der Tod soll vom Leben nicht abgeschlossen sein. Mit Worten wie «freundlich» und «heiter» charakterisieren die zuständigen Beamten ihre Anlagen. Der Architekt des Friedhofs Uetliberg hält die naturnahe, helle Bauweise für die «menschenfreundlichste». Der Mensch soll durch Monumentales nicht erschlagen werden, sondern alles überblicken können. Unauffälligkeit ist oberstes Gebot, Einfachheit und eine klare Aussage. Düster wirken nur die ältesten Zürcher Friedhofsteile, etwa Sihlfeld A, der streng nach Manier der französischen Gartengestaltung des vorigen Jahrhunderts angeordnet ist. Engstehende Bäume schlucken das Sonnenlicht weg. Hohe Mauern und übermenschengrosse Familiengrabmale in blankpoliertem schwarzem oder weissem Marmor lassen den Besucher denken: Gegenüber dem Letzten bin ich klein und nichtig.

Der Friedhof ist Arbeitgeber für rund 70 gelernte Gärtner, 80 Gartenarbeiter sowie die städtischen Beamten des Friedhof- und Gartenbauamtes. Der Friedhof ist aber auch Wohnort für die zwölf Zürcher

Friedhofverwalter. Der Friedhof hat eine eigene Infrastruktur: Auch Nicht-Trauernden bietet er viele Spazierwege, Sitzbänke, WC-Anlagen und Parkplätze an. Der Friedhof ist sogar Bildungsstätte: Grössere Anlagen mit altem und seltenem Baumbestand haben Baum-Lehrpfade. Auf dem Friedhof Enzenbühl kann ein botanischer Führer bezogen werden. Öfters werden für ein interessiertes Publikum Exkursionen organisiert. In einigen Friedhöfen sind Museen eingerichtet mit «Zeugnissen alter Grabmalkunst», wie sie der Vorsteher des Friedhofamtes nennt. Alljährlich inspiziert er mit dem städtischen Grabmal-Sachverständigen die nicht abgeholten Steine der aufzuhebenden Gräber und rettet, was der Rettung wert scheint. Der Friedhof ist (natürlich) eine Ruhestätte für die Verstorbenen. Und vor allem: Der Friedhof ist ein Ort der Erholung, der Trauer und Besinnung sowie ein Ort besonderer Gartenarbeit für die Hinterbliebenen.

Friedhofsgespräch III

Weihnachten, Sihlfeld D, Mutter A, Vater B, vierjähriger Sohn C, Grossmutter D. Die Familie bringt auf ihr Grab einen kleinen Christbaum und zündet dessen Kerzen an. Plötzlich beginnt der Kleine zu schreien.

A: Was ist los?

B: Er hat sich die Finger verbrannt an den Kerzen.

A: Du musst deine Finger halt nicht überall reinstecken!

D: Was hat er denn?

A: Er hat sich die Finger verbrannt. Das kommt davon, wenn man sie überall reinsteckt. Auf die Herdplatte, zwischen die Türen, überall.

D: Du armer Bub!

A: Wer nicht hören will, muss fühlen. So hör jetzt auf mit deinem Gekrähe. Es reicht.

B: Komm, Arthurli, wir gehen Fingerli abkühlen.

(Sie gehen zum Brunnen. Der Junior muss seine Hand ins Wasser strecken, worauf er von neuem zu schreien beginnt.)

D: Was ist los?

B: Das Wasser ist ihm zu kalt.

A: Einmal zu heiss, einmal zu kalt, der weiss nie, was er will.

D: Du Armer! Weissst du, das Wasser ist gut für deine Fingerlein.

C: (schreit weiter) Ich will heim!

* * *

Wer geht auf den Friedhof? Stellt man sich ein paar Stunden an ein Friedhofportal und beobachtet die Eintretenden, so zeigt und bestätigt sich vieles: Vor allem Frauen suchen Friedhöfe (rund fünfmal mehr als Männer) und die über Fünfzigjährigen (rund achtmal häufiger als die Jüngeren) auf. In Gruppen gehen nur Frauen zusammen auf den Friedhof, Männer gehen allein, mit ihren Ehefrauen oder Familien. Schwarz tragen die Hälfte der über Fünfzigjährigen, am häufigsten die über sieb-

zigjährigen Frauen. Sind Frauen einfach «gern» auf dem Friedhof? Fühlen sie sich auch nach dem Tod einer Bezugsperson eher als die Männer verantwortlich für die Pflege persönlicher Beziehungen? Sehen sie nach dem Grab, weil sie auch zu Hause Gärtnerinnen sind? Wie trauern alleinstehende Männer, wenn sie so selten auf Friedhöfe gehen? Hat man ein «natürlicheres» Verhältnis zum Tod, wenn man öfters auf den Friedhof geht?

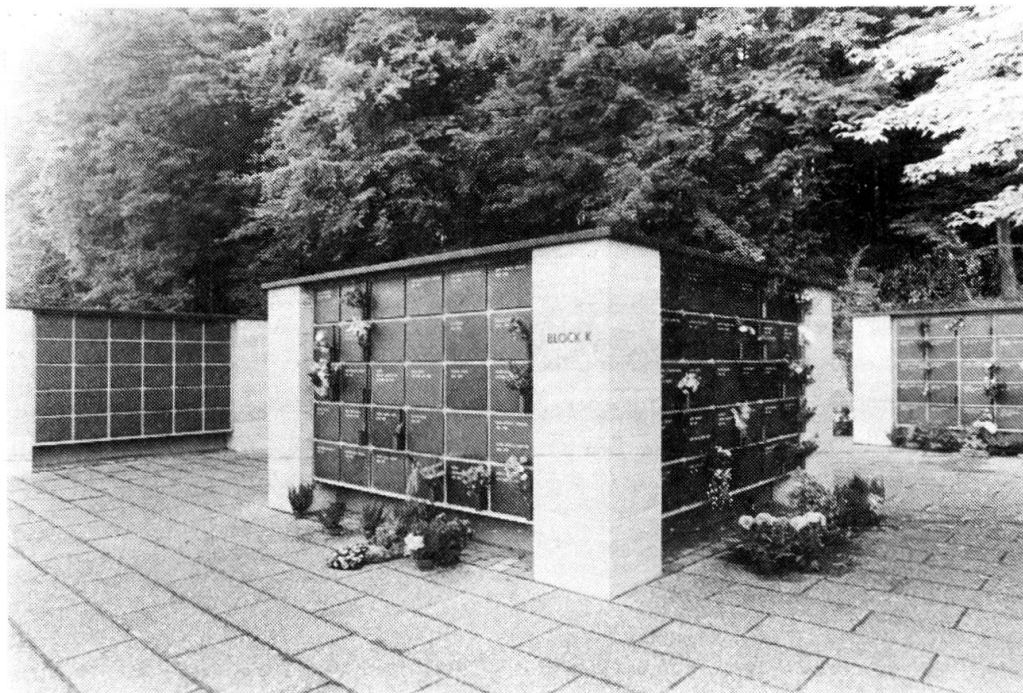
Bei den Hinterbliebenen gibt es drei Gruppen: diejenigen, die nie, diejenigen, die nur an den Toten-Gedenktagen (Ostern, Allerheiligen, Weihnachten, Todestag) und diejenigen, die regelmässig, d.h. wöchentlich oder gar täglich, das Grab besuchen. Das eigene Grab ist das Wichtigste an einem Friedhof (die Besucherinnen und Besucher reden immer von «meinem» Grab). Faktoren wie Lage des Friedhofs, Aussicht und Ruhe sind zweitrangig, das zeigen Gespräche mit Besuchern und Gärtnern deutlich. Reklamationen betreffen fast immer das eigene Grab, Gespräche und Aktivitäten ebenso.

Ein Grab ist auch eine Art «Privatgärtchen». Jeder Besuch gilt der Grabpflege, auch wenn im «Merkblatt 2» des Bestattungs- und Friedhofamtes der Stadt Zürich betreffend Schmückung der Gräber steht: «Das Setzen und der Unterhalt der Pflanzen wie auch das Säubern der Gräber sind Sache des Friedhofpersonals». Wenn man ans Grab tritt, schickt man sich sogleich an, irgend etwas zu tun. Man gibt den Pflanzen Wasser, obwohl die Gräber ausreichend begossen werden. Oft werden die Blumen regelrecht «ersäuft», und dann beschweren sich diese übereifrigen Besucher bei der Verwaltung, die Blumen seien vertrocknet; sie hätten ja immer befürchtet, dass es so herauskommen werde. Viele bringen Erika- oder andere Stöcke mit, und statt sie pflichtgemäss den Gärtnern abzugeben, pflanzen sie sie selber ein. Schäufelchen und Hacke sind dabei, eingewickelt in Plastik und in Taschen versteckt. Manche breiten ganze Pflege-Sets vor sich aus, angefangen bei der Rebschere bis hin zum Lackspray. Wer keine Geräte bei sich hat, benutzt den unteren, spitzen Teil der Einsteckvasen als Hacke. Blumen werden geordnet, auch wenn es manchmal gar nichts zu ordnen gibt, verwelkte Blätter entfernt. Auch die Grabsteine werden geputzt und poliert. Man soll ihnen ihr Alter nicht ansehen; ist der Mensch auch vergänglich, so darf der Gedenkstein es nicht sein.

Frauen arbeiten vergleichsweise häufiger als Männer. Ein Mann bringt es fertig, einfach ans Grab zu stehen, nichts zu tun, nur sich zu besinnen. Eine Frau kaum. Besucht ein Paar ein Grab, verrichtet die Frau die Arbeit, der Mann dient höchstens zu, kommentiert oder kommandiert.



Friedhofszene 1985: Friedhof Enzenbühl, Allerseelen.
Photo: Giorgio von Arb



Nischenwandblöcke, Friedhof Nordheim 1985.

Photo: Thomas Burla

Bei der Grabpflege ergeben sich gute Gelegenheiten, um Gespräche anzuknüpfen. Angehörige benachbarter Gräber beginnen miteinander zu sprechen; dies geschieht viel öfter und leichter als im Tram oder Zug, wo man sich räumlich ja auch nahe kommt. Man lobt dieses, tadelt jenes, fragt, wo dieses Trockengesteck gekauft wurde, vergleicht die Blumen auf dem eigenen Grab mit denjenigen der andern, klagt über die zu grosse Trockenheit oder den Regen, die den Blumen etwas anhaben könnten. Man lehnt Arbeitsgeräte aus, gibt gute Ratschläge oder fragt, ob man das Grab der Nachbarin auch schnell giessen solle. «Friedhofbekanntschaften» entstehen, wenn Friedhofgängerinnen und -gänger täglich oder wöchentlich zur gleichen Zeit auf den Friedhof kommen und sich immer wieder treffen.

Friedhofsgespräch IV

Dezember, Friedhof Nordheim, zwei ca. 50jährige Frauen bringen Grabkissen und Kerzen an ihre Gräber.

- A: Jetzt schauen Sie einmal das Grab da hinten. Es hat nichts drauf. Armselig!
 B: Ja, armselig.
 A: Das arme Gräbli. Wir haben schon zwei Erikastöckli mitgebracht, damit es wenigstens etwas hat.
 B: Vielleicht wohnen die Verwandten weit weg?
 A: Vielleicht.
 B: Wenn ich einmal weg bin, ist auch niemand da, der mein Grab pflegt. (Pause). Aber wir lassen es für zwanzig Jahre anpflanzen.
 A: Selbstverständlich!
 B: So ein trauriger Anblick soll es nicht sein. (Pause). Es wundert einen, dass sie überhaupt einen Grabstein haben setzen lassen.

* * *

Eifrige Friedhofgänger wissen, welche Gräber gut und welche gar nicht gepflegt werden. Gräber, die die Hinterbliebenen nicht anpflanzen lassen, nennen sie «armselig» und «traurig». Damit der Verstorbene «etwas hat», bringen sie dann ab und zu ein Stöcklein mit. Mit dieser leisen Anklage bringen sie ihr Unverständnis zum Ausdruck, wie man ein Grab so vernachlässigen kann. Manchmal brauchen sie dazu aber auch deutliche Worte. Dass sich Hinterbliebene die rund 70 Franken pro Jahr für die Grabbepflanzung vielleicht nicht leisten können, darf nicht sein und wird deshalb auch nicht in Erwägung gezogen. Wer ein armes «Gräbli» hat, muss wohl selbst ein bisschen armselig sein, so die stille Übereinkunft.

Über die Verstorbenen wird nicht gesprochen. Dafür über alles andere: über Blumen, übers Wetter, über den letztjährigen Grabbesuch, über Abstimmungen, über Preisabschläge beim Rindfleisch oder über den Bundesrat. Sich besinnen, nur am Grab stehen, nichts tun, nur beten

und nachdenken fällt schwer. Da ist viel Angst und Geniertheit, seine Gefühle zu zeigen. Geschwätzigkeit und Geschäftigkeit überdecken die Verlegenheit. Hemmungslos dürfen nur wenige sein. Hinterbliebene, die sich besinnen, sieht man am ehesten an frischen Gräbern, an abgeschiedenen Privatgräbern, wo man sich nicht wie in den offenen Gräberfeldern beobachtet und kontrolliert fühlt, am Abend, in der Dunkelheit, im Nebel, an Weihnachten. Nie wird auf Zürichs Friedhöfen so viel geweint wie an Weihnachten, einer Zeit, wo man traurig sein darf. Tränen sieht man sonst fast nie. Die strenge Selbstkontrolle gibt nur auf, wer sich unbeobachtet glaubt.

Friedhofgespräch V

Weihnachten, Friedhof Sihlfeld D, drei ca. 70jährige Frauen stehen an einem frischen Grab.

- A: Ich habe diese Kerze gestern im Coop gekauft. Die ist doch wunderbar, also wunderbar! (Breite Zustimmung. Sie zündet die Kerze an. Die andern schauen zu.)
 A: Soll ich es wagen mit der Kerze, soll ich sie stehenlassen? Ist das nicht gefährlich?
 B: Ach, woher auch. Ringsum stehen ja lauter Kerzen.
 C: Jetzt ist es doch schon sieben Monate her.
 A: Ich glaube, ich lasse die Kerze.
 B: So, ich gehe noch schnell das Rösli Gloor suchen. Irgendwo da hinten ist es. Ihr wartet doch hier.

* * *

Die meisten Besucherinnen und Besucher wissen nicht, dass ihnen die Bepflanzung und der Unterhalt der Gräber eigentlich untersagt sind. Wenn sie ab und zu selbst etwas einpflanzen, lassen Gärtner und Friedhofverwaltung sie gewähren. Insbesondere bei frischen Gräbern ist man sehr grosszügig. Allerdings hat das auch seinen praktischen Grund: Ein Feld kann erst nach einem halben Jahr angepflanzt werden, nachdem sich der Grabhügel abgesenkt hat. In dieser Zeit dürfen die Angehörigen pflanzen, was und wie sie wollen.

Später gestattet man es niemandem, für die Gräber eigenverantwortlich aufzukommen. Nur Einzelpersonen beschwerten sich darüber. Wenige hätten aber wirklich Zeit, ein Grab dreimal jährlich fachgerecht anzupflanzen. Es ginge nicht an, erklären die Friedhofgärtner, dass Hunderte mit Schaufelchen und Häckelchen anrückten, damit auf den Gräbern herumstocherten und auf Nachbars Grabfeld eine Unordnung hinterliessen. Einige würden sich durch die Bepflanzung nebenan gestört oder provoziert fühlen. Wahrscheinlich käme es dadurch zu zahllosen Gräberkriegen. Die Friedhofverwaltung würde die Übersicht völlig ver-

lieren: Einige Gräber wären immer, einige manchmal und der Rest nie gepflegt.

Der Arbeitsaufwand der Friedhofgärtner ist bedeutend kleiner, wenn sie die ganzen Gräberfelder systematisch anpflanzen können. Die Friedhofverwalter haben die Erfahrung gemacht: Je gleichartiger die Gräber sind, desto weniger reklamieren die Leute. Vor ein paar Jahren wurden die Gräber im Sommer mit Begonien aller erdenklichen Farben angepflanzt. Darauf beschwerten sich viele Leute und wollten wissen, wieso sie nicht diese oder jene Farbe auf ihr Grab bekommen hätten. Heute erfolgt die Farbzuteilung nach einem Schema, errechnet vom friedhofeigenen Computer. Ein Gräberfeld wird beispielsweise in drei gleiche Felder unterteilt, eines ist rot, eines blau, eines weiss. Jedes Jahr wechselt die Farbe. Kommt jemand aufs Verwaltungsbüro und fragt, warum ihr Grab weisse und nicht blaue Begonien habe, kann man sie mit der beruhigenden Mitteilung vertrösten: «Ja, schauen Sie, das nächste Jahr bekommen Sie auch blaue!»

Die Friedhofgärtner sprechen von einem «Pflanz-» und einem «Friedhofjahr», die es zu koordinieren gelte. Auf die Haupt-Besuchstage muss jeweils angepflanzt sein: die Frühlingsblumen auf Ostern hin, die Sommerblumen auf Pfingsten und die Erikastöcke auf Allerheiligen. Die Besucher, die an diesen Tagen aus der ganzen Schweiz nach Zürich pilgern, kontrollieren sehr genau. Schliesslich bezahlt man Jahr für Jahr und will dafür eine Leistung sehen.

Friedhofsgespräch VI

Friedhof Schwamendingen, zwei Frauen gärtnern eine Grabreihe voneinander entfernt. A ist ca. 80, B 50 Jahre alt.

B: So, bringen Sie auch etwas zum Einpflanzen?

A: Ja, ein kleines Stöcklein Erika. Es ist doch immer so herzig, wenn man dem Grab schaut.

B: Ja, das ist doch wichtig. Meine Schwägerin hat auf ihrem Grab dort hinten seit sieben Jahren noch keinen Streich gemacht. Ich weiss es genau.

A: Wenn man streng erzogen worden ist, nimmt man es anders. Ich sage immer: So wie man das Brot und das Wasser gehabt hat, so bleibt man.

B: Eben. Ich habe jetzt auch etwas für meinen Mann gekauft.

* * *

«Personen, welche sich ungebührlich benehmen, können weggewiesen werden», steht in der Verordnung über das Bestattungswesen und die Friedhöfe. Was ist auf Zürichs Friedhöfen «gebührlich», was nicht? Gestattet sind stricken, lesen, essen (sofern man es diskret auf einer Bank tut), rauchen unter denselben Bedingungen, sich ins Gras setzen, spielen (ohne Gekreisch).

Ungebührlich ist sonnenbaden. Die Toleranzgrenze liegt beim nackten männlichen Oberkörper; die Gärtner hingegen müssen auch im Hochsommer mit Leibchen und langen Hosen arbeiten. Unstatthaft sind Fussball spielen, Velo fahren, Hunde reinschmuggeln, eine Wolldecke ausbreiten und sich zum Picknick niederlassen. Erlaubt, aber als anstössig empfunden werden das Rauchen am Grab und das Joggen. Für letzteres gibt es auf dem Friedhof Sihlfeld Liebhaber.

Ungebührlich sind selbstverständlich auch die häufigen kleinen und grösseren Diebstähle: Blumen, Grabkissen, Kerzen und Laternen werden nach Hause abtransportiert oder den eigenen Liebsten aufs Grab gesetzt. Handtaschen, die man kurz abstellt, um Wasser zu holen, sind plötzlich nicht mehr da – ein leichtes Spiel für Kleptomaninnen und Kleptomanen.

Mehr als ungebührlich sind Vandalenakte. Leichenschändungen gibt es in Zürich nicht, Grabschändungen wegen Familienfehden selten, Lausbubenstreiche schon öfter und Sprayereien nur an den Friedhofmauern. Auf Grabsteine wurde in Zürich ein einziges Mal gesprayed: lauter Fragezeichen.

Friedhofgespräch VII

Sihlfeld A, Punkerin, knapp 20, spaziert.

«Friedhöfe sind doch echt geil. Zürich, wie es töter nicht mehr geht. Wenn ich nur wüsste, ob ich mich in den Rasen setzen darf.»

* * *

Die Wahl des Grabtypus sagt viel über den Verstorbenen oder die Hinterbliebenen aus: Privatgräber oder deren billigere Variante, die sogenannten Urnen-B-Gräber, sollen eine Familie über den Tod hinaus zusammenhalten. Hundert Jahre lang kann keine staatliche oder andere Gewalt einen trennen. Bestehende Strukturen werden für die Ewigkeit zementiert. Sogar kremierte Hunde darf man in Zürich zu sich ins Grab nehmen. Den prozentual höchsten Privatgräberanteil haben die Friedhöfe Fluntern, Enzenbühl/Rehalp, Sihlfeld A und Manegg. Die Zahlen bedeuten nicht, dass die genannten Friedhöfe in Nobelquartieren liegen. Früher wurde die Friedhofkreiszuteilung noch nicht so streng gehandhabt, und wohlhabende Bürger aus der ganzen Stadt haben sich in die «beliebten», bestgelegenen Friedhöfe einkaufen können. Wer sehr viel Geld hat, kann seinen Reichtum heute nicht mehr mit riesenhaften Grabmälern augenfällig-prunkhaft zur Schau stellen. Die Stadt setzt mit ihren Grabmalvorschriften Grenzen. Wer trotzdem viel Geld ausgeben will, kann das zwar tun, wird aber zur Diskretion gezwungen.

In die vier Zürcher Gemeinschaftsgräber lassen sich nur gerade sechs Prozent der Verstorbenen bestatten. Nicht Namenlose oder Verlassene, sondern solche, die es sich reiflich überlegt haben. Gerade Menschen, die beruflich mit Friedhöfen zu tun haben, sagen oft, es sei «am natürlichsten», in einem Gemeinschaftsgrab bestattet zu werden. Verschwindend wenige Zürcher nehmen die Urne mit nach Hause, was erlaubt wäre, bestatten sie dort oder stellen sie auf. Die Liebesdienste für die Toten sollen der Umwelt sichtbar werden. Auch in einer Grossstadt wie Zürich.

Die pflegeleichten und billigen Urnennischen sind nur mit dem Namen des Toten versehen. Ein Anstecken oder Anhängen von Blumen wäre dort eigentlich verboten. Viele Hinterbliebenen leiden darunter, dass sie nichts für ihre Verstorbenen tun dürfen. In einigen Friedhöfen wurde das Recht durchgesetzt, bestimmte ansteckbare Väslein an die Nischen anbringen zu dürfen. Wer eine Blumenschale mitbringt, muss diese am Fuss der Nischenwand abstellen, jedoch tut er dies meist nicht, ohne auf einem Zettel notiert zu haben, welchem Verstorbenen damit nun gedacht wurde. Wer nachträglich bereut, die Urne in einer Nische untergebracht zu haben, darf diese in ein Grab versetzen lassen.

Wer nicht aus der (Grab-)Reihe tanzt, endet im Reihengrab. Das Erdbestattungsgrab und das Reihenuernengrab sind die Bestattungs-Norm. Wer hier bestattet werden möchte, lehnt die beiden Extreme Privatgrab und anonymes Gemeinschaftsgrab ab. Zuviel Privatheit wie auch zuviel Gleichheit sind ihm suspekt. Er will nicht auffallen, aber auch nicht vergessen werden. Ein bisschen Individuum will er nach seinem Tod noch bleiben.